

all vorhanden ist, möglichst bald zu entwickeln. Ebenso gut wie unsere Unternehmungen zur Bereitung des Stickstoffes aus der Luft nach Norwegen auswandern, könnten sie auf deutschem Grund und Boden in unseren Kolonien ihren Zwecken nachgehen, und dadurch zur Stärkung des Nationalvermögens und zur Entwicklung unserer Kolonien hervorragend beitragen.

Man sollte daher in großzügiger Weise darangehen, diese Kräfte der Nutzbarkeit zugänglich zu machen, zugleich aber dafür sorgen, daß sie nicht vereinzelt oder verzettelt werden. Man sollte dringend dahin wirken, daß unsere großen Unternehmungen durch liberale Bedingungen an diese Kräftequellen herangelockt werden und andererseits auch dafür sorgen, daß den Kolonisten eine ungeheure entwicklungsfähige Einnahmequelle entsteht, die ihrer Entwicklung zur finanziellen Selbständigkeit gewaltigen Vorschub leisten wird.

Koloniale Aphorismen.*

Von Regierungs-Rat Zach.

I

Von Amts wegen berufen zur kolonialen Mitarbeit ist Jobann das Kolonial-Beamtenamt. Der Ruf nach einer wirtschaftlichen, statt einer bürokratischen Kolonialpolitik ist eben so alt als berechtigt und schien mit dem Wechsel der Spitze des Reichskolonialamtes verwirklicht. In der letzten Zeit hat die Presse vielfach geklagt, daß es bei dem Kaufmann an der Spitze geblieben sei und daß der neue Kolonialsekretär sich wieder ausschließlich mit Juristen umgeben hat. Gewiß wird nirgends das Wort: „Es kommt darauf an, wer der Mann ist, nicht was der Mann ist“, so hoch zu halten sein, wie in der Kolonialverwaltung, aber im übrigen wird man ihm beipflichten müssen, daß, solange wir einen eigens vorgebildeten Kolonialbeamtenstand nicht haben können, die (Verwaltungs)-juristische Vorbildung die beste ist.

Wohlgermerkt nur in dem Sinne, daß von zwei völlig gleichbegabten Kandidaten der mit juristisch-volkswirtschaftlicher Vorbildung den Vorzug verdient, denn es wäre natürlich ein sehr schwerer Fehler, wenn nur der Affessor, auch der minderbegabte, die Zukunft verbrieft und versiegelt in der Tasche hätte, während sich höherbegabte Nichtaffessoren im Laufe der Jahre an den Widerständen der Privilegierten langsam aber sicher aufreiben sollten. Das wäre ein fundamentaler Gegensatz zu dem britischen und niederländischen System. Das ist widersinnig in einer Zeit, die jedem Zunftwesen abhold ist, die das Bestreben, möglichst breite Grundlagen für die Konkurrenz in den höheren Berufen zu schaffen, so weit treibt, daß sie selbst dem Oberrealschulabiturienten alle Studien erschließt. Der tüchtige Affessor soll in Ehren gehalten werden, aber der Affessorismus ist ein übler Auswuchs, wenn er, von mittelalterlichem Zunftgeist befeuert, jeden Nichtzünftigen als „Wöhhajen“ verabscheut und von der Konkurrenz ausschließt; denn indem er die so seltenen kolonialen Verwaltungstalente nicht in die Stelle gelangen läßt, in die sie gehören, stellt er sich der Rentabelmachung unserer Kolonien direkt in den Weg.

Die Missionare sind im allgemeinen nicht bereit zur Mitarbeit an der Rentabelmachung unserer Kolonien. Wo sie das „Arbeits“ dem „Bete“ wirklich, nicht nur zum Schein beigefallen, sollen sie willkommen sein. Hier und da sind achtungswürdige Erfolge auf dem Gebiete der Handwerker- und Pflanzungs- und Anlage kleiner Versuchsgärten und -Pflanzungen erzielt worden. Aber im großen und ganzen wird man sich bei dem Wunsche

*) Aus der mit dem ersten Preise ausgezeichneten Preischrift des Verfassers: „Wie machen wir unsere Kolonien rentabel?“

beide müssen, daß die Missionen die Rentabilität unserer Kolonien nicht verhindern mögen. Dazu ist vor allen Dingen erforderlich, daß sie sich bewußt sind, wie leicht der Neger das Christentum mißversteht oder ihm eine feinen Neigungen entsprechende kulturfremde Tendenz unterstellt. Die Gefahr, daß er sich aus dem gesamten Ideenschätze nur die beiden Sätze: „Sorget nicht für den kommenden Tag“ und „Wisset ihr nicht, daß ihr alle Brüder untereinander seid?“ als Leitsterne erwählt, ist ungeheuer groß und erklärt es, weshalb so viele (auch ruhig beobachtende Männer) in den Missionszöglingen Ausbunde von Faulheit und Anmaßung, diese abwechselnd mit heuchlerischer Demut, erblicken. Der Aethiopiismus ist kein bloßes Phantombild, sondern eine reale Gefahr. Es ist der Dank des Ewigblinden für die ihm geliehene Himmelsfackel, die in seiner Hand nicht zur Leuchte, sondern zum Bündel zu werden droht.

Zurzeit wird in beiden Kolonien (Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Südwestafrika) bezüglich der Gouvernements- und Bezirksräte zweierlei angestrebt: 1. Wählbarkeit der berufenen Mitglieder. 2. Votum decisivum anstelle des bisherigen Votum consultativum. Wir halten es für ausgeschlossen, beides zu gewähren, halten es aber für möglich und wünschenswert, beschränkte Wählbarkeit und ein eine beschränktes Votum decisivum einzuführen. Unsere Gründe gegen die Konzession beider Wünsche sind folgende: Die Aufgaben jedes Staatswesens sind außer der Förderung der Interessen seiner zeitigen auch die seiner künftigen Angehörigen. Ein Staatswesen, das lediglich die Interessen der Gegenwart verfolgte (etwa dadurch, daß es seine Verbesserungen nur durch Aufnahme von Anleihen, deren Tilgung den zukünftigen Geschlechtern zufiele, ermöglicht), würde gewissenlos, im Spiegel der Weltgeschichte selbstmörderisch handeln. Gewiß werden Anleihen aufgenommen werden dürfen, aber nur unter zwei Gesichtspunkten. Entweder handelt es sich um Verbesserungen, die auch den künftigen Generationen zugute kommen: dann sind langfristige Tilgungen berechtigt, oder es handelt sich um Notstandsanleihen: dann sind so kurzfristige Tilgungen vorzuziehen, daß möglichst schon die nächste Generation schuldenfrei ist. Abgesehen wird hierbei von den rentablen Anleihen, Anleihen, die spekulativ sind und eine Finanzquelle eröffnen sollen, weil sie im Grunde privatwirtschaftlicher Natur sind, auch wenn eine staatliche Körperlichkeit sie kontrahiert. In konstitutionellen Staaten hat man nun das Zivilkammerrecht bekanntlich deshalb eingeführt, weil die auf kurze Fristen gewählte Volksvertretung überwiegend das Interesse der Gegenwart zu wahren pflegt: sie ist eben von der guten Laune ihrer Wähler abhängig. Als Gegengewicht pflegt das Oberhaus so zusammengesetzt zu sein, daß man von ihm die Interessenerhaltung auch der kommenden Geschlechter erwarten kann: Der alte und besessene Grundbesitz, die Intelligenz der Nation, das Großkapital pflegt in das Herrenhaus berufen zu werden. In einer Kolonie aber, insbesondere einer Plantagenkolonie, haben neun Zehntel der Europäer die Absicht, möglichst schnell ein Vermögen zu erwerben, um in die Heimat zurückzukehren; kaum fünf von hundert sind entschlossen, dauernd dort zu bleiben und auch ihren Nachkommen eine Existenz zu gründen. Daher der rauhe Geschäftsgeist, das friedlose Hasten und der rücksichtslose Ellenbogengebrauch in jungen Kolonien. Es herrscht eine unerkennbare Raubbautendenz. Ein von Kolonisten gewählter Bezirksrat würde mit der Zeit immer rücksichtsloser diese Gesinnung vertreten müssen.

Wir sind daher der Meinung, daß die Mehrzahl der Bezirksratsmitglieder nach wie vor vom Gouverneur auf Vorschlag des Bezirksamtmannes ernannt werden soll;

ein Drittel aber mag, wenigstens in Bezirken mit mehr als hundert europäischen Ansiedlern, damit auch die Opposition zu Worte kommen kann, in direkter und geheimer Wahl von allen seit mindestens Jahresfrist angesehene nichtbeamteten, mindestens 21 Jahre alten Reichsangehörigen — auch Frauen, wenn sie selbständig sind — gewählt werden. Von den ernannten Mitgliedern wäre eines oder mehrere ausdrücklich mit der Wahrnehmung der Eingeborenen-Interessen im Bezirksrate vom Gouverneur zu betrauen.

Wir machen immer noch den großen Fehler gegen die Rentabilität, daß wir unsere kolonialen Unternehmungen mit einem großen heimischen Direktionsapparat belasten, statt sie zu Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften zusammenzuschließen. Diese Direktorien entwickeln allmählich einen achtungswerten, aber oft sehr störenden Latendrang. Dasselbe gilt ja auch im Beamtentum. Die Geheimen Räte im Kolonialamt haben schon manchen tüchtigen Gouverneur die Schöpferfreude erlödet. Die Werte sollen drüber geschaffen werden. Habt Ihr also einen so klugen Mann, daß er Euer Vertrauen ganz und gar genießt, so schickt ihn hinaus: illuc Rhodus, illuc saltet! Und noch mehr: entzieht ihm Euer Vertrauen nicht, sobald er Euch aus den Augen ist, und sich einer einstellt, der sich noch klüger gebärdet!

Ein seltener Mann will seltenes Vertrauen. Gebt ihm den Raum! Das Ziel wird er sich setzen. Die Pflanzmethoden unserer kolonialen Anlagen sind allerdings nicht schwer zu erlernen. Aber was schwer ist, daß es der überwiegende Prozentsatz unserer schulmäßig und militärisch disziplinierten Großpreußen überhaupt nie erlernt, ist die Nege r e h a n d l u n g. Man kann direkt sagen, daß dieselben Eigenschaften, die uns militärisch und industriell groß gemacht haben, die schnelle Blüte unserer Kolonien verhindern. Wo ein alter Schutztruppoffizier mit einem erfahrenen Kolonialbeamten und einem einsichtigen Pflanzler vertraulich über diese Dinge spricht, da gestehen sie es sich ruhig ein: das schwerste, was wir zu lernen hatten, war das Verlernen dessen, was wir gelernt hatten. Preussische Schulzucht und allgemeine Wehrpflicht haben im Laufe eines Jahrhunderts aus uns ein Geschlecht gemacht, stahlhart und selbstbewußt, zum Kampfe ums Dasein prädisponiert, jedoch wir selbst eine Welt im Kampfe gegen uns nicht zu fürchten brauchen, sei es im friedlichen Wettkampfe der Industrie, sei es auf dem Felde der Waffen. Aber sie haben uns auch zum unliebsten Gast auf dem Erdballe gemacht. Bickelhaube und Rohrstock schweben, wohin wir auch wandern, unsichtbar über uns.

Niemandem aber imponiert der „Schneid“ weniger als dem Orientalen. Ein Europäer, der schnarrt, mit dem Stocke gestikuliert und hin- und hertrippelt, ist für den Neger eine teils furchtbare, teils komische Erscheinung.

Kolonialreise des Staatssekretärs Dernburg im Jahre 1909.

Berlin, 19. November. Staatssekretär Dernburg wird, wie die „Berliner Universal-Korrespondenz“ hört, im nächsten Jahre eine längere Reise nach Kamerun und Togo unternehmen.

Aus unserer Kolonie.

Die Baumwolle zwischen Morogoro und Kilossa.

Ueber eine Vereingung der Bezirke Morogoro und Kilossa berichtet der Beamte des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Landwirt Njaldski, folgendes:

Hauptstrom hielt, sich mit seinem fast ebenbürtigen Bänder zu vereinen; von den entlegenen Gegenden des Westens führt ihnen der beiden an Länge weit überlegene Lungwebungu seine Wassermassen zu.

Noch muß sich der zum Strom gewordene Liambai ein gutes Stück zwischen hohen Ufern hindurchwinden, da erweitern sich bei Sibonda die bedrängenden Hügelketten zu der Barotse-Ebene. Ein Tal, wie Livingstone sie bezeichnete, ist sie eigentlich nicht zu nennen; vielmehr dehnt sich eine meerglatte Fläche bis zu einer Breite von 50 km aus, umfäumt von nur bis zu 15 m sich erhebenden Höhenzügen. Majestätisch durchflutet der etwa 1/2 km breite Strom das 300 km lange Tal in seiner Längsachse. Geräuschlos, doch mit starker Strömung — 40—50 m in der Minute — gleiten seine blauen Fluten, bisweilen von rötlichen Farbentönen untermischt, über das weiche Bett weißen Sandes. Herden von Flußpferden kühlen in ihm ihren ungeschlachten Leib. Bunte Wasservögel beleben seine Oberfläche; auf den sandigen Uferbänken sonnen sich Krokodile, um bei nahender Gefahr lautlos in das Wasser zu gleiten, wo sich unzählige Arten von Fischen tummeln. Der Strom mit seinem Leben ist es aber auch allein, der der einfürmigen, mit Gras und Sand bedeckten Ebene einigen Reiz verleiht; er gibt ihr Leben und Nahrung zugleich. Mit unendlichen Wassermassen überschüttet er zur Zeit der Uberschwemmung das wehrlose Tal, bis ihm die bewaldeten Hügelketten Einhalt gebieten. Nur die spärlich verteilten Baumgruppen und die breiten Rücken unmerklich ansteigender Erdwellen und mächtiger Territenhügel ragen dann aus der Wasserwüste empor. Nicht lange währt dieses Schauspiel. Raum hat die Hochflut ihren Höhepunkt erreicht, so fällt sie rasch und flücht sich halb ganz bis in eine Tiefe von

Kultur und Reich der Marotse.

Eine literarische Studie von Martin Richter.

Vorwort der Redaktion.

Im südlichsten Teile von Zentralafrika, im Lande der Viktoriasfälle reihen, von einem gewaltigen Strome durchzogen, sich drei weiten Ebenen aneinander: das Barotse, das Batschukulumbere und das Scheschetenerland. Drei Paradiese und daher ein ewiger Zielpunkt und Kampfbreis im Ringstreit der Völker, vor allem solcher, deren Stolz in Rinderherden bestand. Von dem großen Völkerdrama, das sich dort abgespielt haben mag, kennt indessen die Geschichte nur den letzten Akt, in dem die Ahnen der jetzigen Marotse als die siegreichen Eroberer auftreten.

Wie spärlich übrigens die Quellen für die Beurteilung dieser letzten Epoche sind, geht aus einer Bemerkung des Ethnologen Ankermann über den Stand der Forschung hervor; er sagt:

„Für diese Stämme sind noch immer die fast einzige Quelle die Bücher von Holub, besonders seine Kulturskizze des Marotse-Nambunda-Reiches, Wien 1879. Die neueren Bücher von Bertrand, Coillard usw. enthalten nicht viel Ethnologisches.“

Um so mehr ist anzuerkennen, daß es Herrn Martin Richter, dem Verfasser des obengenannten Buches, das von Karl Lamprecht als ein Band der Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte (Verlag von R. Voigtländer, Leipzig) herausgegeben wurde, gelungen ist, die Quellen zu einem fast lückenlosen Ganzen zu verarbeiten, das wissenschaftliche Genauigkeit und Objektivität mit flüssiger Darstellung verbindet. Wir lassen einige ausgewählte Abschnitte folgen.

Der Schauplatz der Geschichte.

Der südlichste Teil Zentralafrikas ist ein weites Hochplateau. Ein altes Stück Erde ist es. Zu den Zeiten, da das übrige Festland noch in voller Bildung begriffen war, da in stetem Wechsel Ländermassen aus dem Ozeane aufstauten und in ihm versanken, stand dieses Land schon fertig da. Die langen Jahrtausende sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen; ein außerordentlich starker Detritus zeugt von ihrer Tätigkeit. Schwemmboden und Sand, die Produkte des Selbstzerfallens der Natur, nivellieren allenthalben das Gelände. Keine jäh emporragenden Bergstöcke, keine stolzen Kettengebirge geben ihm das Gepräge; selten, und dann sekundären, vulkanischen Ursprungs, tritt der kahle Feis zutage, um durch seine scharf geschnittenen Formen das Auge des Beschauers zu reizen. Weich und verschwommen ist das Aussehen der alles überziehenden Humus- und Sandablagerungen, die sich höchstens zu sanften Hügeln erheben. Nur die Flüsse betonen durch ihren Lauf die unmerklichen Höhenunterschiede und bringen so einen festen Rhythmus in das unübersichtliche Gewirr von Erdwellen und Bodensenkungen. Das Flußsystem verleiht dem Lande seine einzig natürliche Gliederung, sonst ist man bei Grenzbestimmungen gezwungen, zu den willkürlich künstlichen Linien des Gradnetzes zu greifen.

Der Liambai oder Samoeji erfüllt das Land mit seinen Verzweigungen; er selber umspannt es, in weitem Bogen von Südwest nach Nordost umlenkend. Unscheinbar zunächst, noch lange mit seinen Nebenflüssen verwechselt, schlängelt er sich zwischen Waldbedeckten Hügeln und buschigen Ufern dahin. Bald jedoch wächst sein Ansehen. Von Nordost her kommt der Robombo, den Livingstone wegen seiner Wasserfülle für den